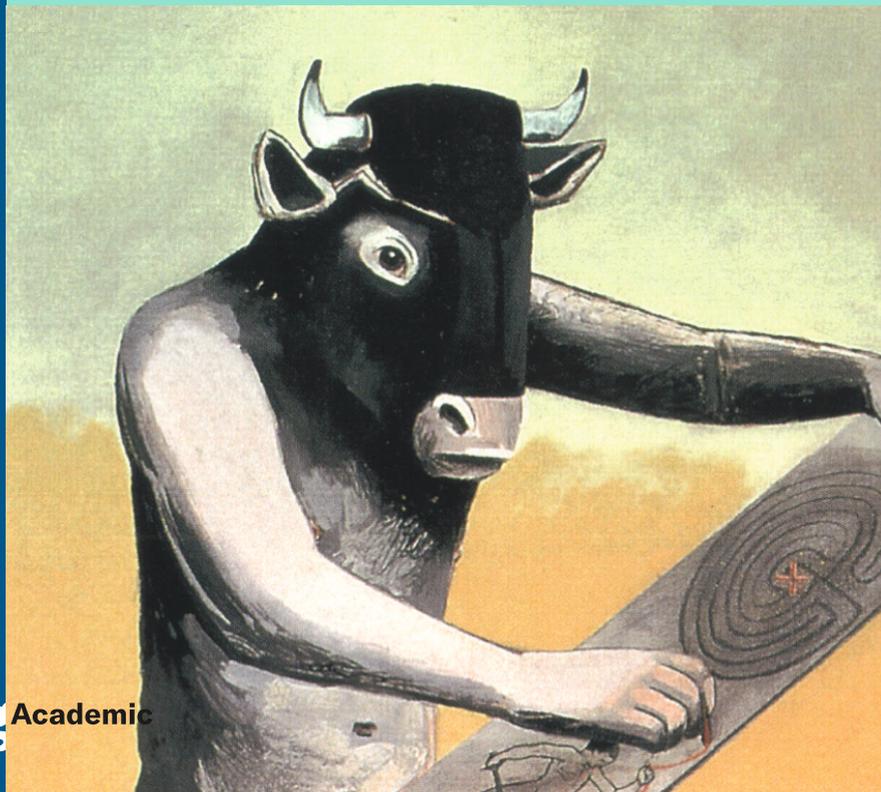


Hans Rudi Fischer

Sprache, Grammatik und Lebensform

Wittgensteins Beitrag zur Philosophie
der Psychologie



Hans Rudi Fischer

Sprache, Grammatik und Lebensform

Wittgensteins Beitrag zur Philosophie der Psychologie

Hans Rudi Fischer

Sprache, Grammatik und Lebensform

Wittgensteins Beitrag zur Philosophie der Psychologie

*Ich brauche keinen Freund, der sich jedesmal mit mir verändert und
mein Kopfnicken erwidert, denn das tut mein Schatten weit besser,
sondern einen solchen, der mit mir die Wahrheit aufsucht und mit mir prüft.*
Plutarch

Für Detlef Bernhard Linke (1945–2005),
einen verstorbenen Freund.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://dnd.d-nb.de> abrufbar

wbg Academic ist ein Imprint der wbg
© 2021 by wbg (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
3. überarb. und erw. Aufl.
1. Auflage 1987 Athenäum, Frankfurt a. Main
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die
Vereinsmitglieder der wbg ermöglicht.
Umschlagsabbildung: Minotaurus I, von Arwed Gorella
Satz und eBook: Satzweiss.com Print, Web, Software GmbH
Gedruckt auf säurefreiem und
alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-534-40605-0

Elektronisch ist folgende Ausgabe erhältlich:
eBook (PDF): 978-3-534-40606-7

Inhaltsverzeichnis

Vorwort zur erweiterten Neuauflage	11
1 Eine neue Denkbrille – Stichworte eines rückblickenden Vorblickes	15
1.1 In Orten des Dazwischens – Niemandem das Denken ersparen	15
1.2 Linguistic turn – Über das Sprechen sprechen	17
1.3 Mythos der Bedeutung – Verwechslung von Landkarten mit Landschaften.....	19
1.4 Sprachspiele: Systeme menschlicher Verständigung	20
1.5 Denkbrillen der Wissenschaft – alternative Grammatiken	21
1.6 Familienähnlichkeit – unterwegs zur Philosophie der Psychologie.....	23
2 Philosophie der Psychologie – die Brücke vom Tractatus zu den Philosophischen Untersuchungen	25
2.1 Die Kontinuität in Wittgensteins Denken	25
2.2 Annäherungen an den Limes – Nahtstellen	27
2.3 Sprache, Grammatik und Lebensform – eine Übersicht	31
3 Vom Abbildparadigma zum Gestaltparadigma	37
3.1 Der frühe und der späte Wittgenstein.....	37
3.2 Die Gestaltidee in Wittgensteins Sprachverständnis.....	40
3.3 Die andere Seite des Ganzen: der Handlungscharakter des Sprachspiels.....	48
4 Sprache und Lebensform.....	65
4.1 Von Löwen und Käfern – Drinnen und Draußen	65
4.2 Historisches zum Begriff Lebensform	66
4.3 Zu einigen Missverständnissen der Sekundärliteratur bezüglich des Lebensformbegriffs.....	70
4.4 Lebensform als philosophisch relevanter Begriff – eine Verdichtung	75
5 Wittgensteins Philosophie der Grammatik	95
5.1 Ein prekäres Verhältnis: empirische versus logische Sätze	95
5.2 „Grammatik“ und „grammatische Sätze“ in der Sekundärliteratur	96
5.3 Der Übergang von den „logischen Sätzen“ des Tractatus zu den	

„grammatischen Sätzen“ der Spätphilosophie	100
5.4 Grammatik und grammatische Sätze – zur Topologie semantischer Räume	111
5.5 Ontologie, Grammatik und der Konstitutionsgedanke	118
5.6 Grammatik, Epistemologie und Konventionalismus	120
6 Die Wittgenstein-Rezeption in der Theorie A. Lorenzers	135
6.1 Versuch das metatheoretische Defizit auszugleichen.....	135
6.2 Der Sprachspielbegriff im sozialisationstheoretischen Ansatz	136
6.3 Der Sprachspielbegriff im psychoanalytischen Ansatz	137
6.4 Kritik der psychoanalytischen Interpretation des Sprachspielbegriffs	139
7 Wittgensteins Kritik an Freud	153
7.1 Wittgensteins Ambivalenzen gegenüber Freud	153
7.2 Freuds Determinismus und die Notwendigkeit Ursache und Motiv zu identifizieren.....	155
7.3 Wittgensteins Kritik an Freud	164
8 Exkurs: Kontextualismus verschiedener Formen – Von Wittgenstein über Schapp zu Bateson	213
8.1 Einleitung.....	213
8.2 Wittgensteins kontextualistisches Denken	214
8.3 „Geschichten“ als Kontextmarkierung	217
8.4 Kontextualität und Transkontextualität bei Bateson.....	220
8.5 Transkontextualität, Unentscheidbarkeit – zur Evolution neuer Sprachspiele jenseits von Binarität	223
9 Wittgensteins Verhältnis zur „Geisteskrankheit“	233
9.1 Einleitung.....	233
9.2 Wittgenstein und der Wahnsinn – Von der persönlichen Bedrohung zur Metaposition.....	234
9.3 Double-bind als kommunikationstheoretisches Paradigma	240
9.4 Das Sprachspiel als Ort kommunikativer Verwirrung.....	252
9.5 „Wahnsinn“ als philosophisches Problem – positive Unvernunft?.....	256
9.6 Ein „Schlüssel“ zum Wahnsinn?	260
10 Schizophrenie als veränderte Grammatik.....	285
10.1 Der Weltbildcharakter der Grammatik.....	285

10.2	Zur Logik des Spracherwerbs und der Internalisierung anderer Grammatiken.....	291
10.3	Sprachspiele als Fokus der Analyse. Eine methodologische Begründung	297
10.4	Zur Grammatik der Gefühle	300
10.5	Zur Grammatik und Epistemologie schizophrener Sprachspiele.....	305
11	Ein empirischer Fall – Familie Peters	317
11.1	Einleitung.....	317
11.2	Familie Peters – Erstgespräch.....	318
12	Rationalität im Dazwischen – paralogisches Denken	329
12.1	Rationalität und logisches Schließen.....	329
12.2	Exotisch oder logisch korrekt denken?	331
12.3	Exotische Schlüsse – Modus Hirsch	334
12.4	Ver-rückendes Schließen – Abduktion als Verstehensprinzip.....	339
12.5	Abduktives Schließen als hermeneutisches Grundprinzip	343
12.6	Paralogisches Denken als abduktives Schließen.....	345
12.7	Wie ein Denkfehler in eine andere Art des Denkens übergeht	349
	Literaturverzeichnis	365
	Schriften Wittgensteins	365
	Übrige Literatur.....	366
	Sachindex.....	379
	Namensindex	387

Abkürzungsschlüssel zu Wittgensteins Schriften:

Tractatus-logico-philosophicus = TLP + §

Tagebücher = TgB + Seite

Some Remarks on Logical Forms = SRLF

Philosophische Bemerkungen = PB + Seite

Wittgenstein und der Wiener Kreis = WWK + Seite

Philosophische Grammatik = PG + Seite

Das Blaue Buch = BB + Seite

Das Braune Buch = BrB + Seite

Zettel = Z + Nr.

Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik = BGM + Seite

Vorlesungen über die Grundlagen der Mathematik = VGM + Seite

Wittgensteins Briefe = Briefe + Nr.

Lectures, Cambridge 1930–1932 = L I + Seite

Lectures, Cambridge 1932–1935 = L II + Seite

Vorlesungen 1930–1935 = V + Seite

Notes for Lectures on „private Experience“ and „Sense Data“ = PSD

Vorlesungen und Gespräche über Ästhetik, Psychologie und Religion = LCA + Seite

Bemerkungen über Frazers „The Golden Bough“ = BUF + Seite

Bemerkungen zur Philosophie der Psychologie = BPP I §

Bemerkungen zur Philosophie der Psychologie II = BPP II + §

Letzte Bemerkungen zur Philosophie der Psychologie I = LBPP + §

Bemerkungen über die Farben = ÜF + Seite

Philosophische Untersuchungen 1. Teil = PU + §; 2. Teil = PU II + Seite

Vermischte Bemerkungen = VB + Seite

Über Gewißheit = ÜG + §

Ursache und Wirkung. Intuitives Erfassen = UW + Seite

Vorwort zur erweiterten Neuauflage

Die vorliegende Arbeit ist die überarbeitete und erweiterte Fassung meiner 1986 von der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Heidelberg unter dem Titel *Wittgensteins Beitrag zur Philosophie der Psychologie* angenommenen Dissertation. Der Titel, der sich auf einen Bestimmungsversuch Wittgensteins bezieht, lädt zur Frage ein, ob da der genitivus subjectivus oder objectivus gemeint ist? Vielleicht ist die Frage falsch gestellt, weil die Wendung beides artikulieren will und kann? Unsere Frage öffnet eine Tür in ein Dazwischen, das weder nur Philosophie noch nur Psychologie ist, sondern Sowohl-als-auch. Das ist der Ort, der mich in meiner Studienzeit – und vorher in meinem Berufsleben – am meisten fasziniert hat. Bei meinen Erkenntnisinteressen war es rückblickend kein Zufall in Wittgensteins Philosophie zu landen und seiner besonderen Art zu fragen. Weil unser Fragen – als Seele des Denkens – nicht an künstlichen Fächergrenzen endet, ist gerade dort das *weiter fragen* gefordert, wo Grenzen das *weiter denken* zu blockieren drohen. Da mir von Anfang an transdisziplinäres Denken vertraut und die traditionellen Demarkationslinien der Diskurse – insbesondere zwischen Psychologie und Philosophie – ein Graus waren, suchte und fand ich Mentoren verschiedener Fakultäten, die mich auf diesem Weg anregten und mit kritischen Hinweisen begleiteten. Mein Fragen – im Psychologiestudium angeregt – kreiste um die Beziehung zwischen Sprache (Logik) und Denken, dem Verhältnis von Rationalität zu Irrationalität, und dem, was Kant so schön mit „positiver Unvernunft“ bezeichnete. Der Fokus: Gibt es eine (verborgene) Rationalität im Irrationalen und wenn ja, lässt sie sich therapeutisch und hermeneutisch fruchtbar machen? So kam ich zu drei „Doktorvätern“. Im Bereich der Philosophie habe ich mich bei Prof. Dr. Hans Friedrich Fulda zu bedanken, der die Arbeit betreute und kritisch förderte. Hinsichtlich der psychiatrischen und psychologischen Problemstellungen meines Forschungsfokus fand ich in Prof. Dr. med. et phil. Helm Stierlin (Psychiater/Familientherapie) in mehrfacher Hinsicht den richtigen Förderer. Ich hatte ihn Anfang der 1980er Jahre über eine meiner Publikationen kennengelernt. Als Arzt, der u. a. bei dem großen Psychiater und Philosophen Karl Jaspers Philosophie studiert hatte, war er meinen Ideen gegenüber höchst aufgeschlossen und unterstützte mein Promotionsvorhaben von Anfang an. Mein erstes empirisches Projekt (als Teil meiner Dissertation), die Beobachtung und Analyse der Kommunikation von Familien mit einem psychotischen Mitglied, konnte ich denn auch 1984 bei ihm am Institut realisieren. Im Januar 1988 bekam ich dort eine Stelle als wissenschaftlicher Angestellter und hatte bis 1992 Gelegenheit, meine Hypothesen und Ideen in der familientherapeutischen Praxis zu erproben. In meinem Linguistik Studium war ich früh

auf einen akademischen Lehrer getroffen, der sowohl menschlich wie wissenschaftlich für mich vorbildlich war. Prof. Dr. Rainer Wimmer begleitete mich als Student, später als Doktorand, auf eine sehr wertschätzende und fördernde Weise. Ihm gilt mein besonderer, herzlicher Dank. Noch heute bin ich ihm freundschaftlich verbunden.

Neben meinen akademischen Lehrern habe ich mich auch bei Dr. Hans Billing herzlich zu bedanken, einem Freund, der vor mir über Wittgenstein promoviert hatte und mit dem ich über viele Jahre in Heidelberg in intensivem, anregenden Austausch stand.

Die Arbeit wurde vom Evangelischen Studienwerk Villigst großzügig gefördert, wofür ich heute noch dankbar bin.

Ich habe den Text der 2. Auflage korrigiert, teilweise leicht überarbeitet und zwei Kapitel vorangestellt, die als Einführung gelesen werden können. Als letztes Kapitel habe ich einen Aufsatz über paralogisches Denken (2000 publiziert) in überarbeiteter Form beigefügt. Der Text liefert eine weitere logische Begründung der vorne entwickelten Thesen zum verrückten Denken. Unter Rückgriff auf Peircens Abduktionslogik versuche ich den vermeintlichen Abgrund, der eine an die Logik gekettete Rationalität von der „ver-rückten Logik“ trennt, die allgemein dem „Irrationalen“ zugeschrieben wird, zu überbrücken.

Um den Text lesbar zu gestalten, habe ich einen großen Teil wichtiger Diskussionspunkte und die Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur aus Psychologie/Psychiatrie und Psychoanalyse im Anmerkungsenteil abgehandelt. Dies sollte Niemanden abschrecken, gelegentlich die Mühe des Blätterns auf sich zu nehmen und in diesem Teil des Buches nachzulesen.

Die Grundlinien meiner Ansätze zur philosophischen Psychologie, die ich nach der Publikation dieser Arbeit in den letzten Jahrzehnten zeichentheoretisch und sprachphilosophisch weiterentwickelt habe, haben mich in meinem Versuch bestärkt, eine hermeneutische Logik zu formulieren, die „gestörtes Denken“ (Handeln und Sprechen) nicht von vornherein als irrational ausschließt, sondern als eine – gleichwohl abweichende – Form der Diskursivität begreifen kann, die prinzipiell wieder in die Kommunikationsgemeinschaft zu über-setzen ist.

Die Idee zum Cover (Minotaurus I von Arwed D. Govella) habe ich von einem – leider viel zu früh – verstorbenen Freund, dem Hirnforscher und Philosophen Detlef B. Linke (1945–2005) bekommen. Das Thema verbindet uns auf verschiedene Weise. Ich hatte ihn auf einem Wittgenstein-Kongress kennengelernt, nachdem ich zuvor längere Zeit in einem Bergdorf auf Kreta gelebt habe, wo ich mich mit griechischer Philosophie und der Minoischen Kultur beschäftigte. Uns verband neben der Faszination für Wittgensteins Philosophie auch das Faible für Außergewöhnliches und Ver-rücktes. Im Gedenken an viele wunderbare Gespräche mit diesem höchst vielseitigen, kreativen Kopf, diesem wahrhaft feinen Menschen, widme ich ihm dieses Buch.

Bedanken möchte ich mich an dieser Stelle bei Daphne Hassis für die Anpassung des Textes an die neue Rechtschreibung. Meiner jungen Kollegin Elena Linden möchte ich für die wahrhaft gründliche Durchsicht des Textes besonders bedanken. Sie gab viele wichtige Hinweise auf sprachliche und stilistische Schwächen oder inhaltliche Unschärfen, die so verbessert werden konnten. Für alle verbleibenden Fehler und Irrtümer bin ich selbst verantwortlich.

Hans Rudi Fischer, im Juli 2021

1 Eine neue Denkbrille – Stichworte eines rückblickenden Vorblickes

„Denn der Fehler liegt im Anfang, und der Anfang, heißt's, ist die Hälfte des Ganzen, so dass also auch ein kleiner Fehler im Beginn entsprechend große Fehler im weiteren Verlaufe zur Folge hat.“

Aristoteles

1.1 In Orten des Dazwischens – Niemandem das Denken ersparen

Die *Philosophischen Untersuchungen* (PU) wurden postum zweisprachig (1953, Original deutsch) in Oxford veröffentlicht, sie waren das zweite und letzte philosophische Buch, dessen Veröffentlichung Wittgenstein (1889–1951) wollte.¹ Zu Lebzeiten hatte er nur seinen berühmten *Tractatus* (1921) und zwei Aufsätze veröffentlicht. Beide Bücher haben Wittgensteins Namen mit zwei teilweise völlig unterschiedlichen philosophischen Strömungen des 20. Jahrhunderts verbunden, dem Neopositivismus des Wiener Kreises und der Philosophie der Umgangssprache, in der er viele Fragen und Probleme der Sprach- und Kognitionspsychologie des 20. Jahrhunderts antizipierte.

Als mir 1972 die erste deutsche Taschenbuchausgabe der *Philosophischen Untersuchungen* (1971) geschenkt wurde, wusste ich noch nicht, wie mächtig dieses Buch meine Vorstellungen über den Zusammenhang von Sprache und Welt verändern sollte. Seither begleitete mich der darin entwickelte Denkstil ebenso wie die darin praktizierte Methode des therapeutischen Philosophierens. Bis es soweit war, musste ich lernen, mich in den „Landschaftsskizzen“, die Wittgenstein von der Sprachlandschaft zeichnete, zu orientieren, zumal *in Sprache über Sprache* gesprochen werden muss und insofern Landkarte und Landschaft identisch sind. Erst später verstand ich – oder glaubte zu verstehen –, was Wittgenstein meinte, als er schrieb, in der Philosophie komme der Langsamste als Erster ans Ziel. Die Frage „Was ist dein Ziel in der Philosophie?“, beantwortet er mit: „Der Fliege den Ausweg aus dem Fliegenglas zu zeigen“ (PU § 309). Es dauert eine ganze Weile, bis ich an seine Metaphorik ankoppeln konnte und ahnte, wie seine bisweilen verstörenden Gleichnisse und Ver-rückungen verstanden werden können. Ist es dann

so weit, eröffnet sich ein völlig anderer, frischer und gelegentlich bezaubernder Blick auf Sprache, Erkenntnis und Kommunikation.

Als ich damals – philosophisch noch ungebildet – das Vorwort der PU las, war ich fasziniert und elektrisiert zugleich. Diese bestechende Klarheit, diese unbestechliche Aufrichtigkeit gegenüber eigenen, inzwischen verworfenen Ideen, gepaart mit unglaublicher Bescheidenheit, kann nur jemand äußern, der lebenslang Wahrhaftigkeit gesucht und gelebt hat. Das Buch, das ich erst zwei Jahre später systematisch zu lesen begann, bestätigte diesen ersten Eindruck.

Am Ende des Vorwortes schreibt Wittgenstein: „Ich möchte nicht mit meiner Schrift Andern das Denken ersparen. Sondern, wenn es möglich wäre, jemand zu eigenen Gedanken anregen.“

Denken erspart er uns Lesern wahrlich nicht, im Gegenteil, er regt mit seiner Art zu fragen ungeahnt an, vielleicht gerade deshalb, weil manche Passagen wie eine Axt auf fest verwurzelte Glaubenssätze niederfahren. Er hatte eine Schwäche für destruktives Denken, das er in dekonstruktiven Strategien kreativ werden ließ und damit seine ganz eigene Philosophie entwickelte. Die Shakespeare-Motti, die er den PU voranstellen wollte, zeugen davon: „I destroy, I destroy [...]“ und „I’ll teach you differences [...]“.

Wittgenstein entwirft in seiner frühen wie in der späten Philosophie Gedankenexperimente, um *unsere* impliziten Voraus-Setzungen beim Verstehen unserer Wirklichkeit zu verdeutlichen, und *ver-rückt* oder *zertrümmert* eingefahrene Denkgeleise. Zur ersten Orientierung möchte ich einige Aspekte seines Denkens erwähnen, die in der Philosophie und den Wissenschaften (wie in Sprach- und Kognitionspsychologie, Psycholinguistik, evolutionäre Anthropologie u. a.) des 20. Jahrhunderts große Früchte getragen und teilweise in und mit dieser Arbeit Mitte der 1980er Jahre ihren Weg in die Psy-Wissenschaften gefunden haben. Zum diskursiven Wendepunkt wurde für mich die Renaissance des Gedankens, Sprache als eigene Welt (Humboldt sprach von *sprachlicher Zwischenwelt*) zu begreifen, die *zwischen* Subjekt und Objekt, *zwischen* Ich und Wirklichkeit, *zwischen* Denken und Handeln, *zwischen* Beobachter und Beobachtetem eine konstitutive bzw. konstruktive Funktion erfüllt. Zwischen den binären Ebenen wurde ein Drittes, die Sprache, als Medium wiederentdeckt und verstärkt in den Blick genommen. Der Ort des *Dazwischens*, der Grenzort, der bei den Griechen in Logik und Philosophie bereits eine große Rolle spielte, wurde in seiner ambivalenten, sowohl vermittelnden wie trennenden Funktion, wieder entdeckt. Jener paradoxe Ort, wo Denkänderungen (Metanoia) oder Denkrevolutionen stattfinden, wo irrationales Denken völlig rational erscheinen kann (Kap. 10 und 12), trat ins Zentrum meines Erkenntnisinteresses.

1.2 Linguistic turn – Über das Sprechen sprechen

Die Philosophischen Untersuchungen wurden zur Bibel der sprachkritischen Wende in der Philosophie, den sogenannten *linguistic turn* (von Rorty 1967 bekannt gemacht), den Wittgenstein allerdings schon in seinem Tractatus vorbereitet hatte. So schrieb er dort bereits einen Satz, der noch für die PU programmatisch war:

„In der Philosophie führt die Frage ‚wozu gebrauchen wir eigentlich jenes Wort, jenen Satz‘ immer wieder zu wertvollen Einsichten“ (TLP 6.211).

Die Metapher vom *linguistic turn* bezeichnet die Fokusverschiebung in der Erkenntnistheorie weg von den Phänomenen *hin* zu der Sprache über die Phänomene. Wir erkennen etwas über die Phänomene, wenn wir uns der Sprache über die Phänomene zuwenden. Worüber können wir sprechen? Über alles, über das Ganze, über Gott und die Welt? *Wie* können wir uns mit sprachlichen Zeichen auf nicht-sprachliche Dinge beziehen? *Wie* müssen wir sprechen, damit unsere Worte *Bedeutung* und unsere Sätze *Sinn* haben? *Wie* können wir Wirklichkeit beschreiben, um wahre Aussagen über die Welt zu erhalten?

All diese Fragen wurden immer wieder gestellt, kein Philosoph vor Wittgenstein hat sie so auf Sprache als „Vehikel des Denkens“ (PU § 329) fokussiert und ist dabei von *Was-Fragen* auf *Wie-Fragen* übergegangen. Philosophisch essenzielle Fragen, wie beispielsweise die berühmte Pilatusfrage: *Was ist Wahrheit?*, sind aus Wittgensteins Blickwinkel irreführend, sie verhexten unseren Verstand, u. a. weil sie voraussetzen, es gäbe ein (zeitloses) Referenzobjekt, auf das sich das Wort bezieht. Stattdessen sollten wir fragen: *Wie* bzw. *wozu* wird das Prädikat „x“ in welchen Kontexten (er wird dafür den Terminus Sprachspiel einführen) gebraucht? Diese Frage ist eine nach den Regeln, die den Sprachgebrauch steuern, und eine Frage nach dem Nutzen, der Funktion, der Wirkung in der menschlichen Gesellschaft. Damit wird der klassische Dualismus: Sprache – Wirklichkeit (Welt) aufgelöst, Sprechen wird zum Handeln, Worte werden zu Taten. Das wird zur zentralen Perspektive, unter der in den PU der Sprachgebrauch analysiert wird und Wittgensteins Phänomenologie der Umgangssprache praktiziert. Die Logik der Umgangssprache, in den PU nennt er sie auch *Grammatik*, fungiert als Denkbrille, die wir vermeintlich nicht wechseln können. „Die Idee sitzt gleichsam als Brille auf unserer Nase, und was wir ansehen, sehen wir *durch* sie“ (PU § 103, H. d. V.). Wittgenstein verabschiedete sich von seiner frühen Idee, es könne nur eine wahre Sprache geben, durch die wir die Welt richtig sehen. Er spricht später (in den Lectures ab 1929) auch von *Logiken* bzw. *Grammatiken* im Plural und zeigt, wie diese kulturell und gesellschaftlich verankert sind. Sprache wird damit zum Ausdruck einer bestimmten, historisch-kontingenten *Lebensform* (vgl. Kap. 5). Damit verabschiedete er sich vom Glauben an die Möglichkeit einer Metaposition (1931) und gab den postmodernen Philosophien ein Richtmaß für den Pluralismus. Wir begreifen alles nur relativ *zu unserem Bezugssystem*, aus dem

heraus wir denken, sprechen und handeln gelernt haben, *absolut* begreifen wir nichts. *God's eye view* einzunehmen ist uns Normalsterblichen unmöglich. Wittgensteins Überlegungen waren und sind eine große Ressource, um fremde Kulturen, den Wahnsinn und das Andere der Vernunft zu verstehen (Fischer 1989b). Diese Spur nahm ich Ende der 1970er Jahre auf, um mich dem Phänomen Verrücktheit aus sprachphilosophischer und kognitionspsychologischer Sicht zu nähern, mit dem Ziele eine Brücke zwischen dem sogenannten Rationalen, dem prinzipiell Verstehbaren und dem Irrationalen, dem Nicht-Verstehbaren zu schlagen. Später erschienen zu meiner Überraschung Manuskripte, in denen sich Wittgenstein nicht nur intensiv und kritisch mit Freud auseinandersetzt, sondern auch ausführlich mit Fragen psychischer Krankheit und der Sprache der Verrücktheit (vgl. Fischer 1984ff.).

1938 notiert er in sein Notizbuch einen Gedanken, den er offenbar selbst attraktiv fand: „Freuds Idee: Das Schloß ist im Wahnsinn nicht zerstört, nur *verändert*; der alte Schlüssel kann es nicht mehr aufsperrn, aber ein *anders gebildeter* Schlüssel könnte es“ (Wittgenstein, VB 70, H. d. V.). Es war genau diese Frage, die mich damals selbst faszinierte: Lässt sich ein Schlüssel zum „Wahnsinn“, also zum psychotisch veränderten Denken und Sprechen aus Wittgensteins vielen Bemerkungen dazu und seinem Sprachverständnis rekonstruieren? Alfred Lorenzer hat erstmals unter Rekurs auf Wittgensteins PU versucht, die Psychoanalyse metatheoretisch zu begründen (u. a. in *Sprachzerstörung und Rekonstruktion*, 1970). Über die anregenden Arbeiten Lorenzers (vgl. Fischer 1982; hier Kap. 5) fand ich zu Fragen, die mich 1982 erstmals in Kontakt zur systemischen Familientherapie (Helm Stierlin) in Heidelberg führten, wo man mit psychotisch diagnostizierten Patienten und deren Familien therapeutisch arbeitete. Damals wirkte noch Karl Jaspers Diktum, nach dem psychotisches Sprechen und Denken sinn- bzw. bedeutungslos (in seiner „Allgemeinen Psychopathologie“) sei. Damit wurden all jene Menschen, denen man „Wahnsinnige“ oder „Verrückte“ aus dem Diskurs des prinzipiell Verstehbaren ausgeschlossen. Getragen und getrieben von Wittgensteins Sprach- und Kognitionsverständnis und seiner phänomenologischen Methode, begann ich erstmals 1984 am „Institut für psychoanalytische Grundlagenforschung und Familientherapie“ (Abteilung der Psychosomatischen Universitätsklinik Heidelberg) – wie es damals hieß – nach einem Schlüssel zu suchen, ob und wie „psychotisch“ genanntes Denken und Sprechen (Kommunikation) in den Raum des prinzipiell Verstehbaren zurückgeholt werden kann (Fischer 1984). Danach wurde Wittgensteins Beitrag zur Philosophie der Psychologie zu meinem transdisziplinären Forschungsprojekt, und zwar nicht nur im Sinne eines disziplinübergreifenden Ansatzes (Philosophie, Linguistik, Psychologie, Psychiatrie), sondern auch im Sinne einer Praxistheorie, die etwas zur Therapie „psychischer Störungen“ beitragen können soll. Damit trat der Ort in den Fokus meiner Aufmerksamkeit, den ich heute *Konversionsgebiet des Denkens* nenne (Fischer 2021): der Ort, an dem Denkänderungen oder Denkrevolutionen stattfinden, wo *ein Denkfehler in eine neue Art des Denkens* konvertiert, d. h. wo Verwandlung, Transformationen oder Metamorphosen in Den-

ken und Handeln stattfinden. Solche Veränderungen sind im binären (0/1) westlichen Denken nicht denkbar, ohne einen Topos jenseits unserer klassischen Dichotomien anzunehmen, dem Dazwischen (griech. *metaxy*). Die Spur, die ich aufnahm, war die Hypothese die Wittgenstein bei Freud ausmachte, im „Wahnsinn“ einer Person könnte sich doch ein Sinn oder eine verschlüsselte Bedeutung verbergen. Was aber „ist“ die Bedeutung von Wörtern oder der Sinn von Sätzen? Wonach suchen wir, wenn wir nach der Bedeutung eines Wortes suchen?

1.3 Mythos der Bedeutung – Verwechslung von Landkarten mit Landschaften

Wittgenstein untersuchte die Landkarten unseres Denkens, d. h. die Regeln dessen, was wir denken, sprechen, wissen, Wahrheit etc. nennen. Im Zentrum steht die Beziehung, das Verhältnis zwischen Landkarte (Sprache) und Landschaft (Welt) und die Frage, *wie* es möglich ist, dass wir mit Sprache etwas über die Wirklichkeit sagen können. Weil wir mit Begriffen *Welt* und *Sprache* begreifen müssen, sind philosophische Untersuchungen primär *begriffliche Untersuchungen*. Philosophische Verwirrung entsteht, wenn wir *begriffliche* mit *sachlichen* Aussagen verwechseln. Man glaubt, über die Landschaft zu sprechen, und spricht tatsächlich über die Landkarte, die uns in der Landschaft orientieren soll. Diesen logischen Unterschied stellt Wittgenstein scharf und fokussiert den zentralen Begriff, der Sprache und Wirklichkeit, verbinden soll, nämlich den der *Bedeutung*. Er fragt, um den Unterschied hier zu illustrieren, nach der *Bedeutung* des Begriffs der „Bedeutung“. Umgangssprache wird dabei zwangsläufig zur Metasprache, um das Sachliche, hier die *Bedeutung* von „Bedeutung“, von dem *Begriff* „Bedeutung“ und dessen Logik zu unterscheiden.

Was passiert, wenn wir diese logischen Ebenen verwechseln, bringt er folgendermaßen auf den Punkt:

PU § 104: „Man prädiziert *von der Sache*, was in der *Darstellungsweise* liegt.“ oder „Man glaubt, wieder und wieder der Natur nachzufahren, und fährt nur der Form entlang, *durch* die wir sie betrachten“ (PU § 114, H. d. V.). Hier wird die Metaphorik der Denkbrille sichtbar: Die Grammatik (als *Form der Darstellung*) unserer Begriffe ist jene Denkbrille, *durch* die wir die Welt betrachten. Ohne eine solche können wir die Welt nicht beschreiben (zur Philosophischen Grammatik siehe Kap. 5.). Bevor wir eine Frage zu beantworten suchen, sollten wir bedenken, ob die Frage richtiggestellt ist.

Stellen wir die (uralte) Frage erneut: Was ist Bedeutung? Wittgenstein konvertiert in seinem therapeutischen Philosophieren solche Fragen, weil er in falsch gestellten Fragen Krankheiten sieht, die er behandeln will, indem er sie zum Verschwinden bringt. Er stellt die *Metafrage*, weil

eine falsch gestellte Frage in die Irre führt und wir dann keine befriedigende Antwort finden können. Denn solche Fragen („Was ist ...“) setzen voraus, dass das, wonach wir suchen, ein Seiendes, ein „etwas“ ist, das in der Welt (das kann auch eine platonischen Welt sein) zu finden ist. Hier scheint Platons Suchparadoxie auf (vom *Menon*): Das wonach wir suchen müssen wir bereits kennen, sonst könnten wir nicht erkennen, ob wir es gefunden haben. Wonach und wo suchen wir, wenn wir solche Fragen beantworten möchten?

Wittgenstein knüpft sich daher in der Spätphilosophie die gängigen Bedeutungstheorien (auch die eigene des *Tractatus*) vor und verflüssigt sie. Eher beiläufig formuliert er dann die These, welche die Sprachphilosophie und Semantik des 20. Jahrhunderts revolutionierte.

„Man kann für eine große Klasse von Fällen der Benützung des Wortes ‚Bedeutung‘ – wenn auch nicht für alle Fälle seiner Benützung – dieses Wort so erklären: Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“ (PU § 43).

Bedeutung ist nichts Festes, auf das man zeigen könnte oder was in unseren Köpfen (wie ein Gedanke) existierte, sie lässt sich auch nicht fixieren, wie uns Bedeutungswörterbücher vorgaukeln. Lebendige Sprachen sind in fortwährendem Wandel, neue Wörter entstehen, alte werden vergessen. Ein Wort erlangt *seine* Bedeutung durch den *menschlichen Gebrauch* im Sprachspiel. Bedeutung wird damit zu etwas *Sprachimmanentem*, und die Idee, sie sei eine außersprachliche Entität (PU 30, 43), erweist sich als Mythos. „Jedes Zeichen *scheint* allein tot. Was gibt ihm Leben? Im Gebrauch lebt es“ (PU § 432).

1.4 Sprachspiele: Systeme menschlicher Verständigung

Wittgenstein vergleicht Sprache mit Spiel und prägt den für seine Spätphilosophie entscheidenden Begriff „Sprachspiel“. Was erhellt der Vergleich von Sprache mit Spiel?

Wörter *funktionieren* wie Spielfiguren im Schachspiel. Worin besteht die Bedeutung beispielsweise des Wortes „Pferd“? In den *Gebrauchsregeln* zur Verwendung der Wörter. Die Regeln legen den *logischen Ort* des Wortes im Spiel fest und unterscheiden sich von Sprachspiel zu Sprachspiel: Stehe ich vor einer Koppel und spreche von Pferden, oder spiele ich Schach und lasse mein „Pferd“ angreifen?

Die Bewegung der Spielfiguren, der Wörter, ist durch Regeln begrenzt. Sie schließen bestimmte Spielzüge aus und beschränken den Satz möglicher, sinnvoller Spielzüge wie Sprachregeln, den Raum sinnvoller Sätze. Erinnert sei an ironische Aussagen, die solche Regeln bzw. Regelverstöße markieren, wie: „Beim Halma gibt es keinen Elfmeter.“ Das heißt nichts anderes, als dass im *Sprachspiel* „Halma“ das Wort „Elfmeter“ keine sinnvolle Verwendung findet, es sei denn als Witz.

Die *Regeln* des Spiels bzw. der Sprache spiegeln nicht irgendeine Wirklichkeit jenseits des Spiels, sondern eine menschliche, *soziale Praxis*. „Ich werde auch das Ganze: der Sprache und

der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das ‚Sprachspiel‘ nennen“ (PU § 7). Eine Sprache sprechen ist eine *menschliche Tätigkeit*, wie ein Spiel spielen. Sprechen ist regelgeleitetes Handeln. Die Regeln des Spiels machen die Logik des jeweiligen Spiels aus, und diese *lokale Logik* nennt Wittgenstein Grammatik.

Wittgensteins Analysen gelten auch für den Sprachspielbegriff selbst. Dieser hat eine Doppelfunktion: eine methodische und eine methodologische (vgl. Kap. 3). Die methodologische Funktion des Sprachspielbegriffs ist die einer *Betrachtungsweise*, eines *point of views* oder einer *Betrachtungsart*, durch die Sprache betrachtbar wird. Seine Aufforderung ist: Verstehe die Sprache als *Spiel*, das nach bestimmten Regeln verläuft. Das „Sprachspiel“ wird damit zur Begriffsbrille, zur Perspektive, durch die die Sprache betrachtet wird. Der kategorische Imperativ dieser Betrachtung lautet: Schau auf das Ganze, blicke weiter um dich, berücksichtige den Kontext, die Geschichte, in der ein Satz, ein Wort geäußert wird, nur in einem solchen Kontext haben unsere Worte Bedeutung und Sätze Sinn.

Sprachspiele sind als Systeme intersubjektiv geteilter Bedeutungen zu verstehen, ebenso stellen sie auch Systeme geteilten Verhaltens dar. In *Sprachspielen* erhalten einzelne Wörter, Sätze und Verhaltensweisen erst ihre Bedeutung bzw. ihren Sinn – in wechselseitiger Abhängigkeit.

Daneben haben wir die *methodische Funktion* des Sprachspielbegriffs als Mittel der Bedeutungsklä rung. In diesem Sinne können wir ein x-beliebiges Wort nehmen, um dessen Gebrauch, dessen Grammatik und dessen Bedeutung zu klären. Dann kann man sagen: Ich betrachte das Sprachspiel, das mit dem Wort „x“ gespielt wird. In den PU konzentriert sich Wittgenstein auf philosophisch und psychologisch spannende Wörter wie „Ich“ oder die ominösen „innere Zustände“, wie sie unsere Gefühle (Schmerz, Angst, Liebe u. a.) darstellen.

Die ontologische Frage, was es gibt, wird zu einer grammatischen Angelegenheit: „Was ein Gegenstand *ist*, sagt die Grammatik“ (PU 378, H. d. V.).

1.5 Denkbrillen der Wissenschaft – alternative Grammatiken

Wittgensteins konstruktivistische Semantik erlaubt es, Sinn und Bedeutung in den tatsächlich gespielten *Sprachspielen* der Philosophie, der Wissenschaft, aber auch in einer Familie, einer Paarbeziehung oder anderen sozialen System zu erkunden.

Wer wissen möchte, was Schizophrenie „*ist*“, schaue in die Diagnosesysteme DSM 5 oder ICD-10, in denen psychische Krankheiten definiert sind, dann wird klar, welche Regeln den Gebrauch der Begriffe bestimmen. Ein Beispiel aus der psychiatrischen Grammatik möge den Wittgenstein’schen Blickwinkel erhellen, den ich im Folgenden ausführlich entwickelt habe. Als

ich an der Psychosomatischen Universitätsklinik (Institut für psychoanalytische Grundlagenforschung und Familientherapie) beschäftigt war, haben wir des Öfteren Familien mit einem psychotischen Mitglied in der Therapie gehabt.

Mit einem Kollegen sah ich 1990 in einer Therapie einen Patienten (23 Jahre) mit der Diagnose „Morbus Bleuler“ (Schizophrenie)² laut Überweisung des Psychiaters. Nach der dritten therapeutischen Sitzung machte der Patient einen sichtlich klaren und guten Eindruck und zeigte im Gespräch keine Symptome. Er berichtete u. a., er habe sich bei seinem Psychiater geweigert, sich die Depotspritze³ geben zu lassen. Der aufmerksame psychiatrische Kollege aus der Kassenarztpraxis hatte die Veränderung des Patienten bemerkt und auf dem nächsten Überweisungsschein – das Quartal war vorbei – die Diagnose in „Pseudo-Morbus-Bleuler“ konvertiert. Was war geschehen? Die Idee, Schizophrenie „ist“ unheilbar (so die damalige psychiatrische Theorie), sitzt als Brille auf der Nase des Psychiaters, was er ansieht, sieht er *durch* sie und glaubt, „wieder und wieder der Natur nachzufahren“ – und fährt doch nur der Form entlang, *durch* die er sie betrachtet. Die logische (zirkuläre) Konsequenz ist: Wenn sich ein als schizophren diagnostizierter Patient in Richtung Heilung entwickelt, kann es keine Schizophrenie gewesen sein. „Schizophrenie ist unheilbar“, ist also *keine* empirische Aussage, sondern eine grammatische, die die Verwendung des Begriffs „Schizophrenie“ regelt. Der schwarze Schwan kann kein Schwan sein, sonst wäre er weiß. Das „kann“ ist hier aber ein logisches, kein empirisches, und damit haben wir einen klassischen Zirkeltrugschluss vor uns. Der Kollege schrieb sich eher eine Fehldiagnose zu – was ihn ehrt –, als an der eigenen Theorie (Grammatik), auf der sein Urteil fußte, zu zweifeln. Der systematische Denkfehler liegt in einer Verwechslung der logischen Aussagetypen: Den Unterschied zwischen der Wahrheit *im* Spiel und der Wahrheit *des* Spiels, zwischen grammatischen und empirischen Sätzen stellt Wittgenstein in seiner Philosophie der Grammatik (Kap. 5) scharf. „All grammar is theory of logical types“ sagte er 1929 und formulierte das Programm, das er in der späteren Philosophie entwickeln sollte. Genau jene Verwechslung logischer Typen, die man als Ursprung des Antinomienproblems zu Beginn des 20. Jahrhunderts ausmachte (vgl. Kap. 5 und Fischer 2012), sah man (Batesons Double-bind-Theorie) als wesentlichen Aspekt der kognitiven Störung der „Schizophrenie“. Metaphorisch formuliert: Die Verwechslung zwischen Landkarte und Landschaft (Fischer 2007). Später (ab Mitte der 1990er Jahre) habe ich einen relevanten Teil von Denkprozessen, die als verrückt, als paralogisch beschrieben wurden, als *abduktives Denken* (vgl. dazu Kap. 12 und Fischer 2000 und 2005c) ausgewiesen, das eben nicht nur charakteristisch für verrücktes Denken und Sprechen ist, sondern auch Kern wahrhaft kreativen Denkens.

Ich komme in meinem rückblickenden Vorblick zu einem letzten Punkt, der – neben der *Grammatik der Gefühle*, die in Kap. 10 behandelt wird – für mich psychologisch und therapeutisch höchst relevant wurde. Es ging nämlich darum, ob und wie ver-rückte und unverständliche

Kommunikation so übersetzen lässt, dass sie für die Kommunikationsgemeinschaft verständlich wird.

1.6 Familienähnlichkeit – unterwegs zur Philosophie der Psychologie

War für den frühen Wittgenstein die Unschärfe unserer Umgangssprache noch das Hauptproblem, so sieht er in den PU bei vielen Begriffen eine systematische Unschärfe, die sich prinzipiell nicht beseitigen lässt. Und die wichtigsten Begriffe in der Psychologie sind durch solche Unschärfen geprägt. Wittgenstein fragt, was allen Vorgängen, die wir *Spiele* nennen (Kartenspiele, Ballspiel, Kampfspiele usw.) gemeinsam sei.

„Sag nicht: „Es *muss* ihnen etwas gemeinsam sein, sonst hießen sie nicht ‚Spiele‘ – sondern schau, ob ihnen allen etwas gemeinsam ist. – Denn, wenn du sie anschaust, wirst du zwar nicht etwas sehn, was *allen* gemeinsam wäre, aber du wirst Ähnlichkeiten, Verwandtschaften sehen, und zwar eine ganze Reihe. Wie gesagt: denk nicht, sondern schau! [...]. Ich kann diese Ähnlichkeiten nicht besser charakterisieren als durch das Wort „Familienähnlichkeiten“; denn so übergreifen und kreuzen sich die verschiedenen Ähnlichkeiten, die zwischen den Gliedern einer Familie bestehen: Wuchs, Gesichtszüge, Augenfarbe, Gang, Temperament, etc. etc. – Und ich werde sagen: die „Spiele“ bilden eine Familie“ (PU § 66f.).

Mit dem Begriff der *Familienähnlichkeit* (den Gedanken entwickelte er aus den Mischfotografien des Experimentalpsychologen Francis Galton, siehe Kap. 4, Anm. 11) fasst Wittgenstein das Phänomen, dass es bei den meisten Begriffen kein gemeinsames Wesen gibt, das für alle möglichen Verwendungsbeispiele charakteristisch ist. Es gibt kein Identitätskriterium, und es kann keines geben. Vagheit und Unschärfe gehören zu unserer Sprache dazu, auch Eindeutigkeit ist ein Mythos, den die Identitätslogik in unser Denken hineingetrieben hat.

Man führe diesen Gedanken weiter in die Psychologie hinein und wird erkennen, dass die meisten Begriffe *Familienähnlichkeitsbegriffe* sind, deren Grenzen fließend sind und die dennoch funktionieren. Man nehme unser altes „Ich“ (Fischer 1989a ff.) als Begriff, grammatisch die erste Person Singular und sieht, dass es nichts gibt, was dessen Identität, dessen Kern paradoxiefrei zu definieren erlaubte. Wer bin Ich also, wenn es einen solchen Kern nicht geben kann, der es mir erlaubte, mich auf ihn zu beziehen, wenn ich „Ich“ sage? Ich bin in unterschiedlichen Situationen nur mit mir verwandt, es gibt nichts, was über die Zeit hinweg identisch bliebe. „Ich“ ist also eine gesellschaftliche – notwendige – Konstruktion, die in unserer *Lebensform* als gesellschaftliche Wesen gründet. Klar wird das, wenn man das Sprachspiel der ersten Person Singularis betrachtet, das sich von dem der 3. Person eklatant unterscheidet (vgl. Kap. 7 und 10).

Wittgenstein reflektierte über das „geheimnisvolle Ich“ bereits in seinen Tagebüchern – dort noch an sein frühes Sprach- und Logikverständnis gebunden. Es ist jene Thematik, die er in aller Tiefe bei einem seiner Lieblingsschriftsteller, William James, reflektiert vorfindet. Wittgenstein kannte dessen Klassiker, *Principles of Psychology* (1890) und war von dessen *The Varieties of Religious Experience* (1902) tief beeinflusst. James erkundet dort die religiösen Erfahrungen des „gesunden“ und des „geteilten Selbst“ (James sprach nicht nur vom geteilten, sondern auch vom pluralen Selbst) und der „heilenden“ Funktion mystischer Erfahrungen bei Bekehrungen (Konversionen, vgl. Fischer 2021). Die mystischen Passagen des Tractatus und die Lehre, dass sich das Mystische nicht aussprechen lässt, sondern nur *zeigt*, sind deutliche Zeichen seiner frühen James-Rezeption. James war für Wittgenstein „eine Fundgrube der Psychologie des Philosophen“, die er kritisch zu nutzen wusste, um seine Philosophie der Psychologie unter sprachanalytischen Vorzeichen zu entwickeln. Die Wurzeln dazu entwickelten sich in den Tagebüchern bzw. den *Notes on Logic* und fanden im Tractatus eine erste tragende Funktion.

Anmerkungen

- ¹ Wir wissen heute, dass nur der erste Teil dieses Buches, 1945 abgeschlossen, von Wittgenstein zur Publikation vorgesehen war, der zweite Teil (aus den Jahren 1947–49) wurde von den Nachlassverwaltern als Teil zwei der PU definiert. Die Editions-geschichte dieses Meilensteines der Philosophiegeschichte ist ärgerlich, und ich erspare mir, das zu kommentieren. Inzwischen gibt es eine sehr gute „kritisch-genetische Edition“, die die Entstehungsgeschichte samt Konjekturen der Herausgeber darstellt (hrsg. von Joachim Schulte, 1164 S., Frankfurt a. M., Suhrkamp, 2001).
- ² Der Schweizer Psychiater Eugen Bleuler hat den Terminus Schizophrenie (später unter anderem auch die Begriffe Ambivalenz und Autismus) 1908 aus der Taufe gehoben und damit den älteren (Dementia praecox) Begriff abgelöst. Im klinischen Kontext ist die Diagnose „Schizophrenie“ negativ konnotiert, daher wurde gegenüber Patienten i. d. R. nicht von Schizophrenie gesprochen, sondern von der „Bleulerschen Krankheit“. Das erklärt, dass auf dem Überweisungsschein des niedergelassenen Psychiaters im Feld Diagnose *Morbus Bleuler* stand. Der Patient wusste also, dass er „Morbus Bleuler“ „hat“.
- ³ Um eine bessere Kontrolle über die Dosierung von Neuroleptika bei Psychosen zu haben, hatte man damals bereits begonnen, das Pharmakon mit Spritzen zu verabreichen.

2 Philosophie der Psychologie – die Brücke vom Tractatus zu den Philosophischen Untersuchungen

„Das Buch will dem Denken eine Grenze ziehen, oder vielmehr – nicht dem Denken, sondern dem Ausdruck der Gedanken: Denn um dem Denken eine Grenze zu ziehen, müssten wir beide Seiten dieser Grenze denken können (wir müssten also denken können, was sich nicht denken lässt).“

L. Wittgenstein, Tractatus, Vorwort

2.1 Die Kontinuität in Wittgensteins Denken

Einige von Wittgensteins Manuskripten wurden von seinen Nachlassverwaltern auf Grundlage unklarer Selektionskriterien fragmentiert oder aus dem Kontext gerissen und unter verschiedenen Titeln publiziert. Dies führte zu teilweise völlig gegensätzlichen Interpretationen seines Werkes und verdunkelte die innere Kontinuität in Wittgensteins Denken.¹ In der damals gängigen Zweiteilung seines Werkes wurde der revolutionäre *Tractatus-logico-philosophicus* (1921) – Wittgensteins einziges zu Lebzeiten publizierte Buch – dem postum erschienen *Philosophischen Untersuchungen* (1953) als Spätwerk gegenüber und die Unterschiede scharf gestellt. Auf den ersten Blick ist der an Logik und Idealsprachenkonzept orientierte Tractatus von den an der Umgangssprache ansetzenden *Philosophischen Untersuchungen* grundverschieden. Doch ein näheres Hinsehen offenbart neben wichtigen Denkänderungen vor allem eine große innere Kontinuität in Wittgensteins Denken.

Die Arbeit zeigt Früh- und Spätwerk als zwei komplementäre Seiten von Wittgensteins Denken, das – auf der Suche nach Wahrheit – immer bereit war, die eigenen Vorannahmen und Erkenntnisse infrage zu stellen, um sie schließlich – wo nötig – zu revidieren.

Kontinuität wie Unterschiede seines Philosophierens zeigen sich an der Verwendungsweise wesentlicher Termini wie *Grammatik* oder *Logik*, die im Tractatus noch ganz der damaligen anti-psychologischen Logik gehorchend, nur im Singular vorkommen, um dann – ab Ende der 1920er Jahre – konsequent durch den Plural ersetzt zu werden. Die normative Vorstellung, es könne nur *eine* Logik geben, an der sich Denken und Sprechen orientieren müsse, um richtig zu

denken, wick dem Gedanken, dass es alternative Logiken geben könne. Diese Pluralisierung im Logikverständnis zusammen mit der These, *Erkenntnistheorie sei die Philosophie der Psychologie*, wurde zur Grundlage der dieser Arbeit zugrundeliegenden Hypothese, „ver-rücktes“ Denken und Sprechen könne als eine von der „normalen“ Logik zwar abweichende, dennoch aber als andere, *regelgebundene* Logik bzw. Grammatik verstanden und prinzipiell einem Verständnis der Kommunikationsgemeinschaft zugeführt werden.

Die zu Beginn der 1990er Jahre – nach Abschluss dieser Arbeit – nach und nach veröffentlichten Manuskripte, meist Varianten bzw. Vorformen von bereits veröffentlichten Texten aus dem Nachlass (wie die in Geheimschrift verfassten „Geheimen Tagebücher“ (1914–1916), die 1991 erschienen, die biografisch und psychologisch zweifellos interessant sind, philosophisch aber wenig Neues ergaben, führten und führen allerdings nicht zu einer grundlegenden Revision der in meiner Arbeit von 1986 entwickelten Hypothesen und Ansätze zu einem veränderten Verständnis „gestörten“ Denkens und Sprechens, die ich dann (ab Januar 1988 am Institut für psychoanalytische Grundlagenforschung und Familientherapie der Psychosomatischen Universitätsklinik Heidelberg) in der universitären Forschungs- und Therapiepraxis verproben und vertiefen konnte.

Meiner langjährigen Beschäftigung (siehe Kap. 3) mit Wittgensteins Philosophie – immer auch unter einem sprach- und kognitionspsychologischen Blickwinkel – wurde mit den ab 1981ff. unter dem Titel „Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie“ neu herausgegebenen Bänden aus Wittgensteins Nachlass die Richtung gegeben. Diese Bemerkungen bestehen im Wesentlichen aus Studien zum umgangssprachlichen Gebrauch „psychologischer Prädikate“ und sind teilweise Vorarbeiten zu den zur Publikation vorgesehenen *Philosophischen Untersuchungen* (PU). Die Herausgeber haben mit dem Titel einen Themenbereich von Wittgensteins Philosophie betont, der auch in seiner Spätphilosophie einen bedeutenden Rang einnimmt. Von der Rezeption wurde die Rolle der philosophischen Psychologie in Wittgensteins Gesamtwerk bis zu meiner Dissertation eher stiefmütterlich behandelt. Deshalb schien ein Versuch, diese Dimensionen von Wittgensteins Philosophie aufzuklären von besonderer Notwendigkeit und Aktualität.

2.2 Annäherungen an den Limes – Nahtstellen

„Ein Inneres, das kein Äußeres hätte, vermag nicht selbst ein Inneres zu sein“
G. F. W. Hegel

„Müset im Naturbetrachten / Immer eins wie alles achten.
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen; Denn was innen, das ist außen.
So ergreift ohne Säumnis / Heilig öffentlich Geheimnis!
Freuet euch des wahren Scheins, / Euch des ernstesten Spieles!
Kein Lebend'ges ist ein Eins / Immer ist's ein Vieles.“
Epirrhema, J. W. Goethe

Was aber ist der Gegenstand dieser *Philosophie der Psychologie*? Worin besteht Wittgensteins besonderer Beitrag zu diesem Gebiet philosophischen Fragens? Aus dem Psychologie Studium wusste ich, wo das Fragen der Psychologie aufhört, fängt das Fragen der Philosophie an. Insofern stellte sich verschärft die Frage, ob die Folgerungen aus Wittgensteins Phänomenologie psychologischer Prädikate überhaupt für die empirische Psychologie, für die Psychiatrie oder die Psychotherapie fruchtbar zu machen wären. Das waren Fragen, die zu Beginn der vorliegenden Arbeit standen und das zu bearbeitende Problemfeld absteckten.

Nun tauchte der erwähnte Terminus „Philosophie der Psychologie“ bei Wittgenstein selbst nur zweimal auf, nämlich in den *Notes on Logic* (1913) und im *Tractatus* (1921), beide Male in derselben Wendung: „Erkenntnistheorie ist die Philosophie der Psychologie“ (TLP 4.1121). Unter Erkenntnistheorie ist im *Tratatus* aber *nicht* der heutige mit diesem Begriff bezeichnete Problemrahmen zu verstehen. Weil Philosophie im *Tractatus* die „logische Klärung der Gedanken und der Sprache“ (Denken als sich in Sprache bewegen) ist, ist sie über ein korrektes Verständnis des Satzes und seiner Möglichkeiten Wirklichkeit abzubilden *auch* Erkenntnistheorie, Theorie dessen was *sinnvoll gesagt, gedacht und gewusst* werden kann. Dieses frühe sprachkritische Verständnis von Erkenntnistheorie wird dort zur *Philosophie der Psychologie*, wo über die Angabe der korrekten Notation des Satzes hinaus – das Hauptziel des *Tractatus* – auch die *interne Relation zwischen* Satz und Erkenntnissubjekt zur Debatte steht. Denn mit Wittgensteins Versuch, das Verhältnis zwischen Satz und Wirklichkeit zu klären – was er in Bertrand Russells Theorie (in: B. Russell 1906 und 1910) sträflich vernachlässigt sah (vgl. Fischer 1985) –, war auch die Frage aufgeworfen, was über das Subjekt und dessen intentionale (psychologische) Zustände gesagt und als Wissen beschrieben werden kann. Dies ist der originäre Bereich, den Wittgenstein der *philosophischen Psychologie* im *Tractatus* wie – unter veränderten Vorzeichen – auch der Spätphilosophie zuweist.

Es geht dabei um *zwei Relationen*, bei denen sich das Erkenntnissubjekt *im Dazwischen* befindet bzw. die Brücke *zwischen* Innen und Außen bildet. Die eine Relation ist intern („Ich glaube p“), die andere verbindet (oder nicht) das Innere Verhältnis zwischen Gedanken mit den (externen) Sachverhalten. Diese Überlegung war für mich früh die Wurzel zum Verständnis der späteren philosophischen Psychologie. Wittgensteins Fokus wird in TLP 5.542 klar, wenn er dort behauptet, Sätze der Form „A glaubt p“, wenn sie als „psychologische Satzformen“ verstanden würden, also als Sätze über *psychische Zustände* im Individuum (A), hätten die Form „*p* besagt p“. ² Hier ist *p* als Satzvariable für einen Satz wie beispielsweise „es regnet“ zu verstehen, der wahr oder falsch sein kann. Der Unterschied in der Notation *p*‘ und *p* – mit und ohne Anführungszeichen – unterscheidet die logischen Ebenen: *p*‘ bezeichnet das sprachliche Zeichen bzw. die Variable für das Urteil (Satz) und *p* das Zeichen, das für das steht, was der Fall (Sachverhalt) ist. Mit diesem Unterschied wird deutlich, dass ein Glaubenssystem zunächst völlig unabhängig von dem ist, „was der Fall“ (*p*), also was *wirklich* ist. Man kann glauben und sagen, dass es regnet (*p*‘) und tatsächlich regnet es *nicht*. Das hat Konsequenzen, denn ein falscher Glaube oder ein geglaubtes Wissen (das sich als falscher Glaube entpuppt), führt in der Regel zu verändertem Verhalten (vgl. Kap. 7 und 8). Gemäß der Programmatik des Tractatus, das Sagbare zu begrenzen, musste Intentionalität, Subjektivität und die damit einhergehende Kontingenz aus dem Logos ausgeschlossen werden. Es geht um die sogenannten *propositionalen Attitüden*, also der mentalen Einstellung (Haltung) gegenüber einer Proposition (die ein Satz artikuliert). Sätze der Form „A glaubt, A weiß, A denkt, *dass p*“ waren als psychologische Satzformen *nicht wahrheitsfunktional* im Sinne des Tractatus, denn A’s Glaube, *dass p* ist unabhängig von der Wahrheit/Falschheit von *p* und überschreitet damit die Grenzen des sinnvoll Sagbaren. In wahrheitsfunktionalen Sätzen kann über die Beziehung eines Subjektes zu seinen „mentalen, inneren Zuständen“ nur das ausgesagt werden, was abbildtheoretisch gerechtfertigt werden kann (vgl. Anm. 1). Sagt jemand: „Ich glaube, dass es regnet“ und jemand fragt: „Was meinst Du damit?“ könnte eine Antwort sein: „Es regnet“. ³ D. h. durch die mentalen Zustände des Subjektes (den propositionalen Attitüden *wissen, glauben, meinen, fürchten, wollen* etc.) kann gekürzt werden, sie spielen für die Wahrheitsfähigkeit eines Satzes keine Rolle. Es kann nur um das *logische Verhältnis* zwischen „*p*“ und *p* gehen, also ob der Satz („*p*“) wahr ist oder falsch. Hier hatte Wittgenstein noch ganz den Fokus der anti-psychologischen Tradition der Logik seiner Zeit, in der es nicht darum ging, wie die Menschen tatsächlich denken (das war Aufgabe empirischer Psychologie), sondern wie gedacht werden muss, um zu wahren Aussagen zu kommen.

Die Quintessenz des Tractatus, sie ist im Vorwort schon klar formuliert, ist: Alle erkenntnistheoretischen oder semantischen Fragen – wie die der Korrespondenz von Sprache und Wirklichkeit, der Bedeutung unserer Wörter etc. – können nur *innerhalb eines sprachlichen Raumes* gedacht werden, der durch eine Ja/Nein-Logik geprägt ist, die keinen Raum für Vieldeutigkeit oder Ambivalenz zulässt. Schon dort schliesst Wittgenstein die Möglichkeit eines Blickes von

der anderen Seite, von „draußen“, einen *god's eye view* kategorisch aus. Eine Metaposition kann es nicht geben, von der aus wir auf *beide* Seiten der Grenze blicken können. Im Tractatus war dieser logische Raum des sinnvoll Sagbaren noch geschlossen und daher mussten die für die Philosophie der Psychologie höchst interessante intentionalen Sätze zunächst eliminieren, um sie in der späteren Philosophie wieder höchst fruchtbar zu reanimieren.

Wittgensteins These: *Erkenntnistheorie ist die Philosophie der Psychologie* ist also eine Antwort auf die Frage, *wie* die Relationen zwischen Subjekt/Geist zum Satz (der einen Gedanken artikuliert) und das Verhältnis dieses Satzes zur Wirklichkeit (Tatsachen) zu denken sind. Die Grafik versucht diese Verhältnisse zu visualisieren.

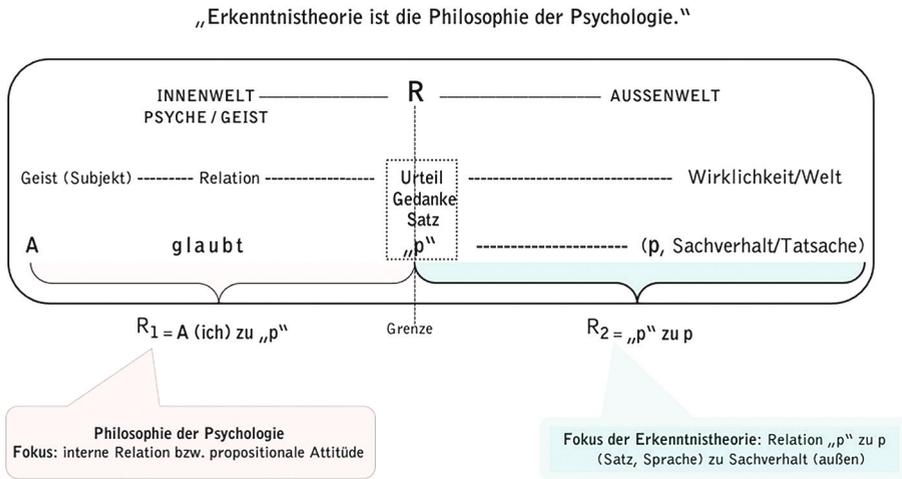


Abbildung 1: Satz/Sprache als Brücke zwischen Innen und Außen.

Voraussetzung: Gedanke hat Form eines Satzes (Sprache = Denken) und A (oder ICH) hat gegenüber den Propositionen („p“) mentale Einstellungen wie bspw. wissen, glauben, vermuten etc. © Hans Rudi Fischer

Die Grafik zeigt welche Relation im Tractatus zentral war, nämlich R_2 , die zwischen einem gedachten bzw. artikulierten Satz („p“) und dem entsprechenden Sachverhalt (p) bzw. der Wirklichkeit.

Die interne Relation R_1 zwischen dem Subjekt (Geist) und dessen Verhältnis (glauben, meinen, wünschen etc.) zum Satz („p“) ist so der Philosophie der Psychologie zuzuordnen. Das Verhältnis R_1 rückt mit dem Abschied von den Grundannahmen des TLP ins Zentrum von Wittgensteins Philosophie. Jenes Konversionsgebiet des Denkens, wo Denkänderungen (Metanoia) stattfinden, wo es um (subjektive) Gewissheit geht und den Wittgenstein am Ende seines Lebens in überaus scharfen Überlegungen (in: *Über Gewißheit*) vom Begriff des Wissens unterscheidet.